

## Fallbeispiel 4: Der verdammte Mohammed

„Mein Papi hätte mich mitgenommen. Der verdammte Mohammed hat es verhindert!“ Diesen Satz hörten wir während der ganzen Fahrt. Eine gute Stunde fährt man vom Teheraner Hauptbahnhof bis in die Schahnasstraße. Die Hitze des Sommers war unerträglich, die Straßen staubig. Im Auto saßen wir eng aneinander gepresst - fünf Erwachsene und zwei Kinder. Bedrückende Stille und Schweißgeruch. Niemand redete, nur der kleine vierjährige Cyrus murmelte wiederholt seinen Kummer vor sich hin: „Mein Papi hätte mich mitgenommen. Der verdammte Mohammed hat es verhindert!“

Zu Beginn hatten wir alle Mitleid mit dem kleinen, süßen Jungen. Er hatte knopfschwarze Augen, zarte Gesichtszüge und war tief traurig. Eine Weile trösteten wir ihn, dann lächelte mal einer verstohlen, bis wir uns schließlich alle auf die Lippen bissen, um nicht zu lachen.

Die Situation war grotesk. Der Junge litt unsäglich, und wir mussten uns das Lachen verkneifen. Mohammed grinste mit seinem breiten Mund. Er konnte nichts dafür, dass es so gekommen war. Die Rolle, die ihm zugefallen war, würde niemand gern spielen. Er musste den Jungen im letzten Moment aus dem Zug reißen. Er hatte keine Wahl, er war unser Diener.

Eigentlich Soldat - tat er privilegierten Dienst außerhalb der Kaserne im Privathaus eines Offiziers. Als Soldat war er ausführendes Organ, auch wenn er fast zur Familie gehörte und im Haus wohnte. Es war sein Auftrag, den kleinen Jungen aus dem abfahrenden Zug zu zerren, ihn von seinem Vater zu trennen. Wenn er als "verdammte" beschimpft wurde, so war es keineswegs seine Schuld. Vielmehr war es ein abgekartetes Spiel, ausgemacht hinter dem Rücken des kleinen Jungen, der die Welt nicht verstehen konnte. Der Junge wollte mit dem Vater im Zug bleiben, mit ihm abreisen, aber das ging nicht. Was sollte ein Offizier, der ein Militärgericht im Kurdengebiet leiten sollte, mit seinem jüngsten Sohn anfangen?

Gleichwohl wirkte es auf den Jungen wie pure Gewalt.

Cyrus war zusammen mit unserem Vater eine ganze Stunde vor der Abfahrt in den Zug eingestiegen. Er hatte sich neben seinen Papi gesetzt und glaubte wirklich, was man ihm aus Mitleid und Trost zugesichert hatte, nämlich dass der Papa diesmal nicht ohne ihn abreisen würde. Das verschmitzte Lächeln in dieser Beteuerung hatte er nicht bemerken können oder nicht bemerken wollen. Deshalb dachte er, dass der verdammte Mohammed es war, der sein Mitfahren verhindert hätte. Er glaubte, sein Papi hätte ihn tatsächlich mitgenommen.

Cyrus war der jüngste. Wir, die anderen zwei Kinder, und unsere Mutter litten zwar auch. Aber Cyrus hatte eine besonders intensive Vaterbindung. Deshalb litt er am meisten. Als uns unser Vater drei Monate zuvor verlassen musste, um seinen neuen Posten anzutreten, wurde Cyrus innerhalb weniger Tage depressiv, zog sich in eine Ecke zurück und wurde sichtlich kraftlos. Als er an seinem vierten Geburtstag die kleinen brennenden Kerzen auf dem Geburtstagskuchen auspusten sollte, mussten wir ihm dabei helfen, so kraftlos war er geworden.

Die elende Trennung schien für ihn endlich vorbei zu sein, als unser Vater nach 12 Wochen wieder heimkehrte. Er war nicht für immer zurückgekommen, sondern nur auf Urlaub. Nach zehn Tagen musste er wieder zurück. Für Cyrus indessen war sein Papi ein für allemal zurückgekommen. Der Gedanke, er würde ihn wieder verlassen, wäre für ihn unvorstellbar gewesen. Und doch musste er diese Wahrheit irgendwann erfahren. Dass sein Papi wieder weg

musste, akzeptierte er schließlich unter einer Bedingung. Er wollte mit. Papi sollte ihn mitnehmen. Er nörgelte jedenfalls so lange, bis mein Vater lächelnd sagte: „Okay, ich nehm’ dich mit!“

Das war eine Lüge, oder wenn man will, ein Trost. Dies entsprach durchaus seiner Art, Hoffnung in die Aussichtslosigkeit zu bringen. Dabei war er Jurist und hatte mit Fakten zu tun. So konsequent er auch in seinem Beruf war, er konnte, wenn es um seine Kinder ging, nicht hart sein.

Sein zehntägiger Urlaub in Teheran war schnell vorüber gegangen, und Cyrus war in dieser Zeit sichtlich zu Kräften gekommen. Unser Vater sah, dass der Kleine eine weitere Trennung psychisch nicht mehr würde überleben können. Er liebte seine Kinder, und wir liebten und respektieren ihn. Sein Wort war Liebe, aber auch Gesetz. Als er zu Cyrus sagte: „Ich nehm’ dich mit“, da wich alle Gram vom hübschen Gesicht des kleinen Jungen. Überall verkündete der Kleine stolz: „Morgen fährt mein Papi wieder fort, und er nimmt mich mit.“ Unschuldiger Glaube und kindliche Zuversicht lagen in seinen Worten. Kinder haben zwar dieselbe Wahl zwischen Heil und Katastrophe, aber bei ihnen siegt das Gute, alles andere ist Domäne der Erwachsenen.

Unser Vater war ein lieber Mensch, alle mochten ihn, nicht nur seine Frau und seine Kinder. Er war sanft und gütig, hatte ein großes Herz und eine weiche Seele. Er konnte nur sehr schwer nein sagen. Und das löste bisweilen Konfusion aus. Dann musste er alles, was er gesagt hatte, situativ umdeuten. Seine typische Wendung war: „Ganz so habe ich es ja nicht gemeint...“

Ich erinnere mich sehr gut daran, wie ich mir als sechsjähriger Junge ein Dreirad wünschte. Mein Vater sagte nie nein zu diesem Wunsch, sagte nie, sein Gehalt reiche dafür nicht aus. Er tröstete und vertagte, mal auf den nächsten Tag, mal auf die nächste Woche, mal auf den nächsten Monat. Ich war 16 Jahre alt, als ich endlich statt meines ursprünglich gewünschten Dreirads ein Fahrrad bekam. Zehn Jahre Trost, das war eben seine Art der Problemlösung. Jemandem alle Hoffnung zu nehmen brachte er nicht übers Herz. Das Merkwürdige war, dass wir ihm immer wieder glaubten. Er sagte es mit einer solchen Überzeugung, als ob er sicher wäre, nächste Woche einen Schatz zu finden oder vielleicht im Lotto zu gewinnen.

Wie also hätte sein liebenswertes und sanftes Gemüt zulassen sollen, den kleinen Cyrus mit der harten Realität zu konfrontieren? Also sagte er: „Ich nehm’ dich mit“. Und alle lachten. Niemand glaubte daran, außer Cyrus. Auch bei dem Dreirad damals glaubte niemand daran, außer mir. Und mir tat es damals gut, der Hoffnung nicht ganz beraubt zu werden. Was wären Kinder ohne Träume? Nur kleine realitätsgläubige Erwachsene! Ende aller Märchen.

Am Tag der Abreise – ich erinnere mich noch sehr gut – saßen wir alle im Auto und fuhren zum Bahnhof. Es gab einen einzigen Bahnhof, einen einzigen Zug und eine einzige Bahnstrecke. Diese führte vom Norden nach Süden, Gegenverkehr gab es nicht. Es erübrigte sich die Frage, welcher Zug wohin fährt. Es erübrigte sich auch die Frage, wann er abfährt. Jeder wusste, donnerstags ging es in Richtung Süden und montags in Richtung Norden.

Diesem schlichten Fahrplan entsprach auch die Abfahrtszeit. Der Zug fuhr gegen Mittag ab. Nicht um 12 Uhr, sondern eben mittags, irgendwann gegen Mittag. Das wusste man. So strömte die Menschenmasse zum Bahnhof, obwohl nur ein Bruchteil von ihnen aus Passagieren bestand. Der Rest war Begleithorde. Eisenbahn war damals nicht bloß Verkehrsmittel, sie war eine Attraktion. Auf jeden Passagier kamen fünf bis zehn Begleitpersonen. Vor der Ab-

fahrt machte die ganze Familie im Abteil Picknick. Da es ohnehin gegen Mittag war, brachte man das Mittagessen in Töpfen mit. Dabei lernten sich die Passagiere beiläufig schon mal kennen - mitsamt Familie. Man aß, trank Tee, bot sich gegenseitig etwas vom Essen oder vom Nachtsch an. Schließlich gab es Kuchen und Obst. Es kam zu Gesprächen, die rasch einen vertrauten Ton annahmen, indem man nach gemeinsamen Bekannten, Freunden oder Verwandten forschte. Solche Wurzel- und Stammesforschung war häufig erfolgreich, denn beide Parteien hatten ein Interesse daran, fündig zu werden. Und dann: Welch eine Freude, wenn einer endlich ausrufen konnte: „Ach Herr Ahmed kennen Sie auch. Das ist ja hervorragend, dann sind wir schon so gut wie Freunde!“ Oder: „Mit den Hosseinis sind Sie verwandt, dann müssten Sie ja den Vetter meines Schwagers kennen, der mit der Enkelin der Kusine von Herrn Hosseinis Bruder verheiratet ist. So sind wir praktisch über drei Ecken verschwägert!“ Die Entdeckung solcher Gemeinsamkeiten hob die Stimmung ungemein, und man fühlte sich wie in einer Familie. Was im Orient nicht zur Familie gehört, das zählt ohnehin nichts.

Schließlich hieß es Abschiednehmen. Im Orient bedeutet das natürlich nicht bloß „Winken- und-Tschüss!“ Sich verabschieden ist eine Feier besonderer Art. Alles Notwendige und Wichtige ruft man noch einmal in Erinnerung. „Und vergiss nicht, dem Herrn Ali das und das zu sagen...“ – „Und wenn der Onkel Jusuff mit Tante Marjam zu Besuch kommen, müsst ihr unbedingt darauf bestehen, dass sie mindestens eine Woche bleiben...“

Etwa eine Stunde vor der Abfahrt fingen die Vorbereitungen für die Abfahrt des Zuges. Wichtigster Höflichkeit des Zugpersonals, Lautsprecheransagen: „Die Begleitpersonen werden gebeten, ihre Mahlzeit zu beenden und den Zug bald zu verlassen.“ Nach einer Weile verwandelte sich die heitere Picknickstimmung in Trauerstimmung. Frauen hielten ihre Schleier dicht vor die Nasen. Männer zündeten sich eine Zigarette an. Der Zugführer zwängte sich durch das Menschengewühl und sagte laut und deutlich, dass die Abfahrt unmittelbar bevorstehe und die Besucher jetzt aussteigen müssten. Taschentücher wurden hervorgeholt.

Von diesem Stimmungswandel blieb nur der kleine Cyrus vollkommen unberührt. Er saß fest auf dem Sitz neben unserem Vater und sah zu, wie die anderen nach und nach den Zug verließen und sich draußen auf dem Bahnsteig vor dem Fenster versammelten. Mein Vater nahm jetzt den Kleinen in den Arm, kam zum offenen Flurfenster, beide winkten den Herumstehenden. Dann schob er den kleinen Cyrus halb zum Fenster hinaus, damit jeder ihm zum Abschied noch einen dicken Kuss gibt. Und Cyrus, nichts ahnend, genoss das regelrecht, während mein Vater mit Wink und Zwink dem Mohammed Zeichen gab.

Als endlich Mohammed an die Reihe kam, fasste er den Jungen am Arm, zog ihn unter Vortäuschung eines Kusses dicht zu sich heran und zerrte ihn schließlich mit einem unsanften Ruck aus dem Zug. Die Aktion ähnelte einem Raub, und sie ging so zügig, dass der kleine Cyrus noch eine Weile alle schockiert ansah, bis er begriff, was wirklich los ist. Dann aber schrie er aus vollem Hals, schlug um sich und tobte rasend. In diesem Augenblick machte der Zug einen Ruck und setzte sich zischend, fauchend, dampfend in Bewegung. Wir winkten unserem Vater, der das Schauspiel vom fahrenden Zug aus beobachtete.

Niemand, der diese Szene erlebt hatte, konnte sein Lachen unterdrücken, aber zugleich weinten wir auch alle, teils wegen Cyrus, teils wegen unseres Vaters, der uns gerade wieder verließ. Der Kleine streckte noch seine beiden Arme nach dem fahrenden Zug aus, als wollte er ihn aufhalten, aber er scheiterte an dem verdammten Mohammed. Er war untröstlich, weinte herzergreifend und konnte nicht mehr aufhören. Erst, als wir im unerträglich heißen Auto saßen und zurückfuhren, fiel er in Apathie. Seine Augen schauten ins Leere, er fiel in sich

zusammen und murmelte nur noch vor sich hin: „Mein Papi hätte mich mitgenommen. Der verdammte Mohammed hat es verhindert!“ Das wiederholte er in immer kürzer werdenden Intervallen während der ganzen Fahrt.

Viele Tage blieb der Junge in diesem depressiven Zustand. Er verweigerte jegliche Nahrung, so dass wir uns ernsthafte Sorgen um ihn machen mussten. Wenn jemand mit ihm sprach, gab er keine Antwort und nach einer Weile sagte er mit trauriger Stimme: „Mein Papi hätte mich mitgenommen. Der verdammte Mohammed hat es verhindert!“

Diese Geschichte hat sich wirklich ereignet. Sie liegt über 40 Jahre zurück. Am 20. Juni 1997 ist unser Vater überraschend, bei guter Gesundheit und innerhalb von wenigen Stunden gestorben.

Einen Tag vor seinem Tod hatte er noch den Wunsch geäußert, er wolle das Grab seiner Mutter und seiner Schwester besuchen. Darüber waren alle erstaunt. Zeit seines Lebens hatte er Friedhöfe gehasst und gemieden. Noch wenige Stunden vor seinem Tod hatte er alle Namen seiner Kinder, Enkelkinder und Familienangehörigen klar und deutlich ausgesprochen, bevor er für immer verstummte. All das wurde Cyrus und mir natürlich von mehreren Zeugen detailliert berichtet. Wir selbst waren nicht dabei, aber tauschten unsere Details am Telefon aus. Dr. Cyrus, mittlerweile Manager bei einem Pharmakonzern, weinte dabei Herz ergreifend. „Damals“, sagte er mehrmals, „war es der verdammte Mohammed, jetzt der verdammte Tod.“